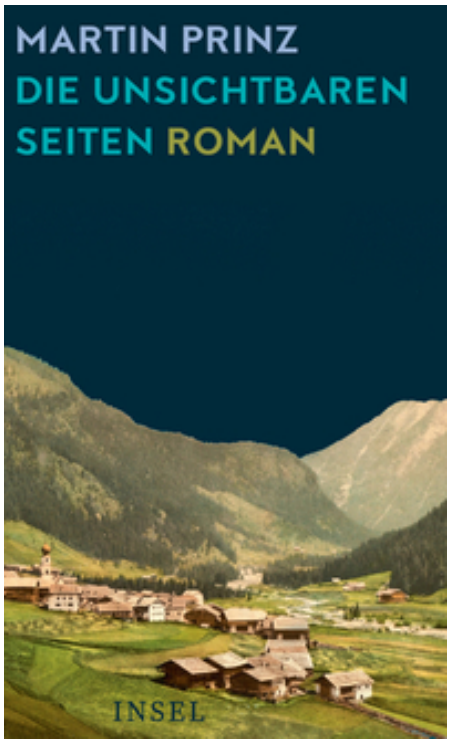
Insel Verlag

Leseprobe



Prinz, Martin
Die unsichtbaren Seiten

Roman

© Insel Verlag
978-3-458-17740-1

MARTIN PRINZ
DIE UNSICHTBAREN SEITEN

Roman

Insel Verlag

Die Arbeit an diesem Roman wurde
wesentlich unterstützt durch ein Elias-Canetti-Stipendium
der Kulturabteilung der Stadt Wien.

Erste Auflage 2018
© Insel Verlag Berlin 2018
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Druck: Friedrich Pustet, Regensburg
Printed in Germany
ISBN 978-3-458-17740-1

DIE UNSICHTBAREN SEITEN

*Für Fritz**

EINS

Ich bin der König. In der Mitte der Pausenhalle ein Bub, der drehte sich im Kreis. Die Rauledersohlen seiner Hausschuhe setzten tappend am geschliffenen Steinboden auf. Ich bin der König von Lilienfeld. Sonst war es still.

Der König von Lilienfeld trug ein Hemd mit großen blau-weißen Karos, darüber einen Pullunder sowie Cordhosen. Seine dicken Brillengläser vergrößerten seine Augen. Er glotze, hatte die Lehrerin im Jahr davor am zweiten oder dritten Schultag verkündet und ihn auf die hinterste Bank versetzt, die sie Eselsbank nannte.

Der König von Lilienfeld sah stolz über den Marmorboden der Pausenhalle. Er war acht Jahre alt und musste in die Klasse zurück.

Zu meiner Kinderzeit waren in Lilienfeld noch vom Weltkrieg zerschossene Hausfassaden zu sehen. Dafür fiel im Winter genügend Schnee, um an Sonn-, Feier- oder Ferientagen unzählige Wiener oder St. Pöltner auf den kleinen Skiberg Muckenkogel zu locken. In Lilienfeld gab es ein Modegeschäft, eine Glaserei, sieben Greißler, neun Wirtshäuser, ein Spital, ein Sägewerk, drei Fleischer, einen Optiker, ein eigenes Obst- und Gemüsegeschäft, fünf Fischteiche, einen Schneider, einen Kohlenhändler, zwei Schmiede, einen Bestattungsunternehmer, eine Fahrschule, eine Apotheke, ein Fotogeschäft, die Arbeiterkammer und die Wirtschaftskammer, die Bezirkshauptmannschaft, das Arbeitsamt, ein Spital, drei Kindergärten,

eine Volksschule, eine Hauptschule, die Landwirtschaftsschule, die Berufsschule, ein Gymnasium, einen Puff, vier Schlepplifte und einen Sessellift, das Kaffeehaus, einen Konditor, einen Holzschneider und ein Gemeindeamt. Hier war mein Großvater im Jahr 1981 seit über dreißig Jahren Bürgermeister.

Der König von Lilienfeld hielt den Schalter der Bettlampe jede Nacht zwischen Daumen, Mittel- und Zeigefinger, den hellen Lichtkreis möglichst eng um das Buch vor ihm. Glühbirne und Lampenschirm erwärmten die Seiten und die Finger manchmal derart stark, dass das Papier einen Geruch nach Alleskleber, Leim und etwas undefinierbar Breiigem ausströmte. Sein Reich erstreckte sich bis zu jener Grenze, ab der seine Schwester, deren Bett in Längsrichtung an seines anschloss, genügend Dunkelheit für sich und ihren Schlaf hatte. Solange das gewährleistet war, hielt sie still. Während die Eltern, wenn sie unten in Küche oder Wohnzimmer nicht stritten, stets aufs Neue versuchten, die knarrende Holzstiege sowie den im Kinderzimmer des Lesens Verdächtigten auszutricksen, was ihnen all die Jahre nicht gelang.

Bis heute spüre ich selbst als Erwachsener die Rillen des Schalters an der Fingerkuppe. Wenn der Lesende damals schwitzte, wischte er sich den Fingerballen ab, um nur ja nicht abzurutschen, und fühlte stets Schwindel angesichts des Sogs, mit dem ihn die Geschichten wie in Höhlen hineinzogen. So sehnsüchtig war er, so glücklich darin und bedürftig danach.

In die Fuchsbauten des nächtlichen Lesens reichte nichts von dem, was untertags in der Schule mit ihm geschah, wie weggeblasen waren Mühe und Qual der

nachmittäglichen Hausaufgaben, die Forderungen nach geraden, gleichmäßigen Strichen und Zeichen in den Heften, die Konzentration sowie das Verbot aller Träumereien und Abschweifungen. Der unbewusste Reflex, sich zu verlieren, verließ ihn auch am helllichten Tag nie. Das Narrenkastl, wie seine Eltern diesen Ort liebevoll, manchmal allerdings auch sorgenvoll nannten, blieb jederzeit erreichbar. Auf Sicherheitsabstand hingegen, wie im Lesen, die Querelen der Eltern, ihre Vorwürfe, Stummheiten sowie all die Gegensätzlichkeiten ihrer unterschiedlichen Herkünfte.

Dass ihn die Lehrerin in die letzte Reihe versetzt habe, sei der Politik wegen passiert, sagte die Mutter. Sie war schon pessimistisch gewesen, als sie im Jahr vor der sogenannten Einschulung zur Anmeldung mussten. Der Bub nahm es vielleicht nicht ernst, denn pessimistisch war sie oft. Vielleicht nahm er es aber ernst, fürchtete sich jedoch nicht, da das Wort Politik eines der selbstverständlichsten für ihn war.

Politik war das, worüber die Großmutter schimpfte, wenn sie von den unzähligen Sitzungen des Großvaters redete. Gleichzeitig war dem Kind, lange vor jeder Kenntnis von politischen Parteien, Ideologien und den Katastrophen der jüngeren Geschichte, klar, dass es immer um Politik ging, wenn die Familie abends in größerer Runde zusammensaß. Ebenso wie er unmittelbar, doch dementsprechend schwer begreifbar erlebte, dass es um nichts als Politik ging, wenn seine Lilienfelder Familie auf seine Traisner Familie stieß, wenn die Bürgermeisterstochter auf den Arbeitersohn aus dem kaum fünf Kilometer flussabwärts gelegenen Industrieort traf.

Politik verfolgte er, ohne sich dagegen wehren zu können. Selbst wenn er es gewollt hätte, es hätte sich nicht verdrängen lassen. Politik gehörte zu seiner Familie, sie war im tiefsten, dunkelsten Privaten seiner Eltern zu Hause. Gerade dort, wo sie selbst nichts davon wussten, während er als kleiner Junge ein solches Nichtwissen in keiner Weise von sich behaupten konnte. Auch wenn es nur ein vages Spüren war.

Tatsächlich wusste er als angehendes Schulkind, dass seine Lehrerin, die in der Musikschule Flöte unterrichtete, wenige Jahre davor nicht zur Musikschuldirektorin bestellt worden war, da ein Hauptschullehrer noch zig andere Instrumente lehrte sowie als Dirigent der Blaskapelle renommierte. Ebenso war ihm klar, dass sie ihr falsches Parteibuch und die Entscheidung seines Großvaters dafür verantwortlich machte. Vermutlich aber hätte er ohne sie nie so schnell lesen gelernt, jedenfalls nicht so wie einer, dessen zu große Augen bald von dem bleichen, verschatteten Gesicht desjenigen umrandet wurden, dessen Nächte bereits in der zweiten Klasse oft länger aus Lesen denn aus Schlafen bestanden.

Als der damalige Bub komme ich mir heute wie eine Sonde vor. Tief im Fleisch des Nachkriegsösterreich, dessen Welt, Ordnung, Wohlstand und Sicherheit mir trotz der Weltkriegseinschusslöcher an bestimmten Fassaden damals in jeder Faser als zeitlos und ewig erschien. Für mich begann Politik mit dem Großvater. Die deutlichste Erinnerung rührt von einem Frühlingsnachmittag in den späten Siebzigerjahren her. Ich umwickelte mit meiner Mutter im Wohnzimmer einen Luftballon mit Toilettenpapier, der mit Kleister bestrichen wurde, um daraus nach

dem Eintrocknen eine Maske zu schneiden. Irgendwann kam der Großvater, vielleicht brachte er Eier, die ihm ein Bauer jede Woche auch für uns lieferte. Unversehens waren die beiden danach in einer Diskussion über das Atomkraftwerk Zwentendorf. Demnach musste es vor der Volksabstimmung im November 1978 gewesen sein. Ich war fünf Jahre alt, verstand nicht alles, manches gar nicht, doch ich merkte, wie mein Großvater als Befürworter des AKW sich am Ende seiner Sache nicht mehr hundertprozentig sicher war. Ich verfolgte, von wie vielen Seiten meine Mutter ein und dasselbe Argument immer wieder vorzubringen versuchte, bis er allmählich darauf einging. Ich lernte, wie weit es vom Verstehen zum Glauben war, wie blind man in seiner Meinung manchmal sein konnte.

Politik war aber auch der cremefarbene Mercedes meines Großvaters, der bis auf den Sparkassendirektor als Einziger der Stadt einen solchen Wagen fuhr. Dass es zumeist die Gebrauchtwagen des Sparkassendirektors selbst waren, wusste ich damals nicht.

Schon in der ersten Klasse trug der König von Lilienfeld eine viel zu dicke Schultasche. Kein Kopfschütteln seiner Mutter half dagegen, all das, was sie so dick und schwer machte, jeden Tag in die Schule und wieder nach Hause zu schleppen. Fünf Kilo und mehr wog sie, während der kleine Mann auch mit Brille und Gewand vor Schuleintritt noch nicht einmal die Zwanzig-Kilo-Grenze erreicht hatte. Die Schultasche am Rücken, gegen die man sich bei jedem Schritt eigens nach vorne lehnen musste, machte jede Bewegung schwerfällig. Sie kontrollierte einen durch ihre Unförmigkeit, indem der Schwerpunkt des Schultaschen-Buben-Körpers außerhalb der Kindergestalt und ihrer ohnedies dünnen Glieder lag. Richtig wehrlos wurde er jedoch, wenn ein anderer ihn daran packte. Ein Griff genügte, schon drehte es ihn herum und er war nur mehr Passagier seiner Tasche. Der andere musste gar nicht viel dazu tun, um den spindeldünnen Brillenträger aus der letzten Bank umzureißen.

Um solchen Zwischenfällen auszuweichen, verließ der König von Lilienfeld die Schule entweder als Erster oder als Letzter, schlug Umwege ein, ging möglichst ungesehen von allen anderen nach Hause. Lief er, schlug die Tasche an seinem Rücken auf und ab, dann schauten ihm die Leute verwundert zu, denn Verfolger waren weit und breit keine in Sicht. Sobald er andere bemerkte, fiel er wieder ins Schritttempo, fest davon überzeugt, das mache sie unnötig aufmerksam, begann erst wieder zu laufen,

wenn niemand ihn sah, als ließe sich damit ein Vorsprung herausholen, der in Wirklichkeit nur ein fiktiver war. Neben ihm floss die Traisen und mit der Zeit gewöhnten sich die Spaziergänger an die kleine laufende Gestalt.

Einmal in der Woche fuhr der Großvater mit seinem Mercedes nach Wien zur Landesregierung. In dem sandfarbenen Wagen durfte der kleine Bub das erste Mal im Stehen das Lenkrad drehen oder in der Einfahrt zum Haus die erste Kurve fahren. Es war ein großes Haus, das erste mit Flachdach in Lilienfeld, damals das einzige nach Architektenplänen überhaupt. Die Einfahrt war leicht abschüssig und groß genug, um mehreren Besucherautos Ein- und Ausfahrt zu bieten. Obwohl er den Titel Regierungsrat trug, fuhr der Großvater nicht als Politiker der Landesregierung, sondern lediglich als Bürgermeister nach Wien. Anfang der Siebzigerjahre, als er noch jung genug war, hatte man in der Parteispitze daran gedacht, ihn in die Landesregierung zu holen. Kurz vor der Wahl, die ÖVP hatte schlechte Umfrageergebnisse, wurde ihm jedoch in seinem Wahlkreis die Siebenkampf-Olympiazweite Liese Prokop vorgezogen. Die ÖVP gewann die Wahl nach erfolgreichem Endspurt klar, Prokop wurde Landtagsabgeordnete, später Landesrätin und Landeshauptmann-Stellvertreterin. Ein paar Jahre vor dem Tod des Großvaters avancierte sie zur Innenministerin.

Rangordnungen fesselten mich bereits als Kind. Ganz genau wollte ich wissen, auf welche Weise und ob überhaupt der Bezirkshauptmann über dem Bürgermeister stand, wer von beiden im Falle eines Kriegs den Befehl habe – und wenn der Vater daraufhin antwortete, es gehe zwischen den beiden keinesfalls um solche Aufgaben, war

ich ebenso enttäuscht und ungläubig wie erstaunt darüber, dass der Großvater, dessen Porträt bei den Gemeinderatswahlen 1980 in ganz Lilienfeld groß plakatiert war, im Abzählreim *Kaiser-König-Edelmann* keineswegs in der ersten Hälfte auftauchte.

König von Lilienfeld, das war ich oder würde es jedenfalls einmal werden. Um welche Art von König es sich dabei handelte, war nicht weiter wichtig. Dass der unmittelbarste adelige Anklang just aus dem Familiennamen meines Vaters resultierte – aus der Traisner Arbeiterfamilie, während mein Lilienfelder Großvater nach dem Osttiroler Herkunftsnamen Ganner hieß, brachte meine Genealogie nur unwesentlich durcheinander. Ich war König, nicht Prinz, und in keinem Fall *Bürger-Bauer-Bettelmann.*

Manchmal wurde der König von Lilienfeld mitten in der Nacht munter. Er schrie. Sein Schreien hallte durchs Haus, eine Verzweiflung aus Todesangst, in der das Kind aus dem Zimmer stürzte, da es trotz Wahrnehmung von Kinderzimmer, Gang und Stiege keinerlei Halt vor dem unendlichen Schlund hatte, in den es zu fallen drohte. Ein Abgrund, so weit und tief, wie er nur sein könne, wenn sich das Weltall öffnete.

Meistens waren die Eltern gleich bei ihm, hielten ihn, streichelten ihn und redeten ihm gut zu. Den König von Lilienfeld schüttelte es noch minutenlang. Undeutlich spürte er, dass die warmen Arme des Vaters halfen, in Wellen überkam es ihn, er wollte sich losreißen und spürte inmitten des warmen Lichts des Badezimmers nichts als Ersticken und Verzweiflung.

Sonntags trug der König von Lilienfeld ein helles Hemd und eine Sonntagshose. Die kleine Schwester, deren riesige blaue Augen blitzten, stand froh neben ihm. Die Sonne strahlte auf das Gelb der Stiftsmauern. Wenige Jahre zuvor hatte man die gesamte Anlage für die große Landesausstellung renoviert: *1000 Jahre Babenberger.* Das war 1976, im selben Jahr war die Schwester auf die Welt gekommen. Drei, vier Jahre später lachte sie bereits in ihrer von der Traisner Großmutter gestrickten Noppenweste, wir beide ordentlich frisiert und von den Eltern herausgeputzt, bevor die Großeltern uns für die Vormittagsmesse abholten.

Dann standen wir mit ihnen in einem der Grüppchen am Platz vor dem Basilika-Portal, wie sie sich hier immer wieder in ähnlichen, selbstverständlichen Zusammensetzungen nach der Messe bildeten. Wer sich mit wem zusammentat, jede Geste, jeder Schritt bis hin zur Abfolge der aufgesuchten Wirtshäuser, Gastgärten oder Cafés gehörte zu den Knotenpunkten eines Netzes, in dem einem nichts geschehen konnte: *Jö*, hieß es, *die zwei Hübschen sind auch wieder mit dabei!* Und die einzige Gratwanderung war, wenn der wegen seiner harschen Übertreibungen so bewunderte wie gefürchtete deutsche Ehemann der Mathematiklehrerin vom Prinz und der Prinzessin in einem Unterton sprach, in dem zumindest einem König von Lilienfeld auffiel, dass er eigentlich die Traisner Familie und deren Namen meinte.

Im Kiesgastgarten des Stiftskellerstüberls saßen wir zwischen dem Primar, dem Schneider und seiner Frau, der Mathematiklehrerin Herta und ihrem Mann, der Notarin und der schrillen, preußischen Arztwitwe sowie dem alten Volksschuldirektor und seiner Frau, einer langjährigen Lehrerinnenkollegin der Großmutter. Stets war unser Tisch der größte, meist gehörten auch die umliegenden irgendwie dazu. Die Sonne strahlte durch das dichte Blattwerk der Kastanien. Nebenan lockten die Fischteiche und selbst durch die Brille des Rückblicks wurde keineswegs deutlich, dass der Schneider vor dem Anschluss illegaler Nazi gewesen war, der Volksschuldirektor bei Machtübernahme, während die Großmutter aufgrund strikter Weigerung, den Hitler-Gruß zu benutzen, bereits zu Kriegsbeginn dementsprechende Gestapo-Akten-Einträge gehabt hatte, genauso wie der Großvater, dessen spätere Karriere, beginnend mit dem Posten des Hauptschuldirektors nach der Kriegsgefangenschaft, nichts mit seiner Berufserfahrung, sondern mit seiner NS-Gegnerschaft zu tun hatte.

Der Großvater trank meist das eine oder andere Viertel Rot mit Gieß, wobei er mit dem selbst damals nur noch manchen geläufigen Kürzel das Gießhübl-Sauerbrunner Mineralwasser Mattoni meinte, das in k.u.k. Zeiten eines der bekanntesten Mineralwasser der Monarchie gewesen war. Die Großmutter überlegte bei jeder neuen Bestellung die Möglichkeiten, genauso wie sie vor Kirchgängen, Ausflügen, Theaterfahrten oder Besuchen stets unendlich lange mit der Entscheidung über die richtigen, die passendsten Schuhe, Kopfbedeckungen, Überbekleidungen oder mit Grundfragen zwischen Rock, Kleid oder Hose zu kämpfen hatte. In den Laubkronen standen die Kas-